

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 20

Artikel: Vor allem Ruhe!
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aber Ihr Dienstmädchen verwehrt mir immer wieder hartnäckig den Eintritt!»

Die Antwort Boitos war ein sehr schlechter Trost für den zudringlichen Autogrammjäger. Denn der Komponist erwiederte: «Es ist sehr gut, dass Sie mir das sagen, mein lieber junger Mann. Ich werde nach meiner Rückkehr in mein Haus meinem Dienstmädchen ein angemessenes Trinkgeld geben . . . !»

*

Im Februar des Jahres 1903 hatte sich Giacomo Puccini beim einem Automobilunfall ein Bein gebrochen. Der berühmte Komponist der «Bohème» verlor dadurch seinen guten Humor keineswegs. Als ihn ein guter Bekannter nach seinem Befinden fragte, bemerkte er, indem er gleichzeitig auf seinen Gipsverband hinwies, scherhaft:

«Wie Sie sehen, hat man damit begonnen, mir ein Denkmal zu fabrizieren, ein Bein ist schon fertig . . . !»

Fridolin

V O R A L L E M R U H E !

Während der Zeigefinger der Linken milde drohte, schüttelte mir der Arzt beim Weggehen noch die Hand und prägte mir ein: «Vor allem Ruhe!»

Krachend liess er die Haustüre ins Schloss fallen. Das Haus bebte. Der Arzt war weg.

Da stand ich nun — allein. Oben lag meine Frau im Bett. Unten, in meinem Arbeitszimmer lag die Arbeit auf meinem Schreibtisch — Berge! Folglich stieg ich wieder hinauf. Denn wenn der Arzt weggegangen ist, so hält man eine Besprechung ab.

«Langweilig ist das!» eröffnete meine Gattin die Verhandlungen.

«Allerdings — für dich!» stimmte ich zu und überlegte.

«Also nur Tee und vielleicht einmal ein weiches Ei?» Flehend, so schien mir, sah sie mich an.

Und ihre Augen sahen aus, als wollten sie «Apfel, Schokolade, Zigaretten . . . » sagen. Schliesslich kennt man sich ja nicht erst seit gestern.

«Ja, ja — Tee. Und vielleicht einmal ein weiches Ei!» Ich nahm ihre heisse Hand in die meine. «Du hast heisse Hände! Jedenfalls wollen wir brav gehorchen und regelmässig deine Temperatur messen. Sei du nur schön folgsam. Du bist bald wieder gesund. Und das ist ja schliesslich die Hauptsache. Ja — und vor allem Ruhe! Das hat mir der Arzt beim Weggehen noch einmal eingeschärft!»

Da liegt sie, die Gute, und die Quecksilbersäule ragt ihr aus dem Mund und klettert still. Der Abend dagegen sinkt herab. Es ist bedenklich kühl in diesem Schlafzimmer.

«Gut warm halten!» hat er auch noch gesagt, der freundliche Heilkundige. Nun, wozu steht ein umfängliches Ruhebett in meinem warmen Arbeitszimmer? «Ruhe» und «Arbeit» so dicht beisammen — noch nie hat mich der Wortsitz so tief getroffen wie gerade heute. Denn das «Ruhebett» ist längst zum Hilfstisch geworden, trägt Bücher, Zeitungen, Manuskripte, Zeitschriften in ganzen Stössen; mit Lammesgeduld.

Zuerst kommt die Kranke. Die Redaktionen sollen warten. Mit wahrer Todesverachtung fange ich an, die scheinbare Unordnung auf dem «Ruhebett» wild zu stören, so, als führe ich mit dem Stock mitten in einem mühevoll gebauten Ameisenhaufen hinein. Und bald türmt es sich in der Runde auf allen möglichen Möbelstücken und am Boden, während das «Ruhebett» frei und freier zu atmen beginnt.

Es tut weh, selbstgemachte Unordnung zu zerstören. Sie, die sie in einem aufgeräumten Wohnzimmer zu hausen gewohnt sind, ahnen ja nicht, was es heisst, mit Papier zu leben! Von jedem Zettelchen weiss man genau, wo es liegt. So ein Ruhebett wird einem vertraut wie ein Stadtteil, in dem man jahrelang gelebt hat! Und nun bin ich selbst, nun ist ein Tornado mitten hineingebraust. Schrecklich!

Ich schleppe Leintücher und überziehe das Ruhebett reinlich weiss und so umständlich, wie ein Mann solche Dinge eben tut.

Wenn ich Leintuchweber wäre, so müssten die Leintücher immer oben und unten gleich lang sein! Steckt man oben genug unter die Matratze, so reicht es unten nie — und umgekehrt. Die Erfindung der Betttücher ist einfach noch nicht fertig. Zuletzt kann ich aber doch am einen Arm



Flims mit Flimserstein

meine Teure, am andern Wolldecken vom ersten Stock herabführen und die protestierende Dame auf dem leergetürmten Ruhebett installieren. «Gut warm halten», hat er doch gesagt.

Da liegt sie nun. Ihr Blick bittet um Verzeihung. Der Schreibtisch dagegen sieht mich wütend wie eine vernachlässigte Schöne an. Ich kann nicht helfen. Erst muss ich Tee kochen. Einsam ein Wurstbrot, damit es mein Patient nicht sieht vertilge ich inzwischen in der frauenlosen Küche und böse Lust verspürt. Mit dem dampfenden Tee betrete ich schliesslich wieder mein Arbeitszimmer. Ich ernte müde gelächelten Dank aus Augen, welche mich an Hunde erinnern, die man zu Hause lassen muss, während sie hofften, man werde sie zum Spazierengehen mitnehmen.

Der Schreibtisch schleudert Blitze in meinen Rücken. Entweder müsste ich nun eigentlich bis in alle Nacht hinein schreiben, oder morgen früh zwischen vier und fünf anfangen — was ich viel lieber tue.

«Vor allem Ruhe!» hat mir der drohende Zeigefinger eingeprägt. Welch ein Dilemma! Heimatlos im eigenen Arbeitszimmer, in Gesellschaft einer kranken Frau, die «vor allem Ruhe» haben soll und immerzu bohrt:

«Du darfst deine Arbeit nicht vernachlässigen. Nimm gar keine Rücksicht. Das Knattern der Schreibmaschine ist einschläfernde Musik für mich. Aber vielleicht holst du mir zuvor noch eine Kopfwehtablette?»

Wenn eines krank ist, schlafen beide schlecht. Viermal in der Nacht war ich auf und lauschte ins Haus hinab. «Vor allem Ruhe...» Endlich brach der Tag an. Oh, ich stand gerne auf! Diese Nacht war ja doch keine richtige Nacht. Und heute vormittag sollte ja der Arzt wieder kommen. Da hiess es frühzeitig alles herrichten. Also zuerst eine Tasse Tee für die Hausfrau. Dann die falschgewobenen Leintücher glatt anziehen. Selbst etwas gewärmten Kaffee trinken.

Und da klingelt es schon an der Haustür. Gottlob — die Stundenfrau erscheint! Nachdem sie sich wortreich nach der Lage der Dinge erkundigt hat, Teilnahme und weise Worte, alte Rezepte, Ratschläge und Abfälliges über den Arzt und die Aerzte im allgemeinen sowie Schreckliches über die meisten ihrer bereits selbst ertragenen Krankheiten geäussert hat, beginnt sie energisch den natürlich ausgegangenen Zimmerofen zu betreuen. Asche wirbelt und Holz duftet, Papier knistert, und endlich rauscht und dröhnt es wieder im

Ofen. Das Feuer brennt, und der Ofen zieht prachtvoll.

Während sie notdürftig im kranken Arbeitszimmer (oder im arbeitsamen Krankenzimmer) staumt und abstaubt, liegt meine Frau recht still da und erduldet die Kompressen auf der Stirn. Bis zu den Ohren ist sie zudeckt. Denn eine Stundenfrau kann ums Leben nicht abstauben und Feuer machen, ohne dass die Fenster sperrangelweit offenstünden! Die Kompressen ist auf ein Auge herabgerutscht. Das eine Auge aber, das noch frei bleibt, scheint doppelt scharf zu sehen.

Da schellt mein Telephon. Während ich Red und Antwort stehe, geht — natürlich — auch die Hausglocke. Der Mensch hat zwei Ohren. Das eine klebt am Telephon. Das andere aber wandert hinaus in den Korridor und zur offenen Haustür, wo die Stundenfrau in wildem Gespräch mit einer zweiten Frauenstimme erklärt, die Hausfrau sei nicht zu sprechen, läge krank zu Bett. Gut meint sie's da draussen, die Stundenfrau. Aber wenn vorn insgesamt fünf Zähne fehlen, wird die Verständigung schwierig.

«Oh, ja, gewiss!» sage ich etwas abwesend ins Telephon.

An der Haustür wird in eifrigem Gespräch über den Wert konsequent betriebener Kosmetik verhandelt. Soviel habe ich bereits erhascht. Endlich ist der empörte Redaktor am Telephon beruhigt und glaubt mir die kranke Frau. Ich sause an die sperrangelweit offene Haustür und wimmle die anhängliche Salbentöpfchendame energisch ab. Die Stundenfrau wurde ihrer nicht Herr und pfiff ihr hilfloses Ja und Amen durch die Zahnlücken.

Endlich sitze ich einigermassen gesammelt an der Schreibmaschine. Bei jeder neuen Zigarette trifft mich ein weidwunder Blick. «Ich begreife, dass du zum Arbeiten rauchen musst! Rauche du nur ruhig! Mir schadet das gar nichts!»

Seelenqualen! Eine ekelhaft knifflige Kurzgeschichte, bei der es darauf ankommt, dass Rede und Gegenrede Wort für Wort haargenau sitzen, entsteht in der Schreibmaschine. Jedoch fürchterliches Rasseln von Geschirr nebenan lässt die Kranke bolzgerade auffahren.

«Um Gotteswillen! Was treibt die Frau im Nebenzimmer?»

Ich rase hinüber. Ausgerechnet heute versucht die Stundenfrau ganz allein das schwere Buffet voll Geschirr von der Wand wegzurücken! Das

tut sie das ganze Jahr nicht. Hüben und drüben glätte ich die Wogen der Erregung. Der Faden meiner Kurzgeschichte liegt wirr am Boden. Den hätte ich ja für immer einmal gründlich verloren!

Und der Arzt kommt und kommt nicht. Ich sehe es meiner Patientin an: Sie denke, der Arzt hält sie am Ende doch nicht für so krank. Richtig, schon bittet sie mich um den Handspiegel. Sie will sehen, wie krank sie eigentlich aussieht. Ich springe auf. Der volle Aschenbecher kippt auf den Teppich. Egal! Zuerst der Handspiegel!

Endlich, erlösend, die Hausglocke! Der Arzt! Der Arzt ist ein beharrlicher Staubsauger-Reisender, der sich erst zufrieden gibt, als ihm mit leidender Miene die bettlägerige Hausfrau milde gestattet, den «Aschenregen» zu entfernen. Er arbeitet für zwei, und die Stundenfrau platzt nach zehn Minuten wortreichster, des «geräuschenlosen» Lärms wegen gebrüllter Anpreisung (im Krankenzimmer!) heraus:

«*Unser* Staubsauger — hat noch einen Föhnansatz!»

Frauen sind oft unbegreiflich! Die meine, krank, erlaubt dem Verkäufer — weil's gerade passt — den «Aschenregen» wegzureinigen, und die andere, die Stundenfrau, jagt ihn mit unbekümmerten Worten davon. Wütend hat er eingepackt und empört den ungastlichen Ort verlassen, wo ihm ein bereits vorhandener Staubsauger das Geschäft verunmöglicht.

Die vielen Aufregungen, der Lärm des surrenden Saugers, das Brüllen des stimmgewaltigen Anpreisers, Telephon, Hausglocken und Stundenfrauen nebst aschestrüenden Ehemännern — es war zuviel! Die Gute sank in die Kissen zurück, blass und still. Schließt sie ein? War sie ein bisschen ohnmächtig?

Es klingelt. Der Arzt! Diesmal ist er's. «Vor allem Ruhe!» hat er gestern abend gesagt.

«Ruhe!»

Aber so ist es wirklich, wenn Hausfrauen krank sind. Nichts habe ich erfunden, sondern nur mit geradezu photographischer Treue das aufgezeichnet, was wirklich geschah.

Walter M. Diggelmann

D I E B E F E H L S G E W A L T

Als General Baillat das Kommando Luftwaffe übergeben wurde, ernannte er mich zu seinem persönlichen Sekretär, obwohl, oder wie er behauptete: gerade weil ich nicht Offizier, sondern gewöhnlicher Staatsbeamter im Kommando Luftwaffe war, und: weil ich Schriftsteller war. Ich war kein erfolgreicher Schriftsteller, das versteht sich von selbst, sonst hätte ich ja auf die Beamtenlaufbahn verzichten können.

Vielleicht sagte sich General Baillat nicht zu Unrecht, die Luftwaffe könne nur profitieren davon, wenn zwischen dem Kommandanten und der Truppe ein Schriftsteller stehe. Der General hatte als junger Staffelkapitän einmal gesagt, der Mensch beginne erst mit dem Grad eines Hauptmanns Mensch zu sein. Als er endlich General geworden war, tat ihm dieser Ausspruch, den jedermann der Luftwaffe kannte, natürlich leid, und er wollte den Beweis erbringen, dass der Mensch nicht von einem militärischen Grad abhängt. Deshalb bemühte er sich besonders, «menschlich» zu sein. Und weil er sich nun bemühte, menschlich zu sein, brauchte er jemand um sich, der sich darin übte, das Menschliche zu begreifen (was durchaus nicht so leicht ist, wie der Leser vielleicht glaubt). Und das wiederum ging folgendermassen vor sich: Hatte der General einen Streit zwischen Vorgesetzten und Untergebenen zu schlichten, hatte er vielleicht einen Beklagten, gegen den Anträge zu schweren Strafen seitens der unmittelbaren Vorgesetzten vorlagen, zu zitieren, dann ging er mit mir die Vorakten durch. Hatten wir diese Arbeit bewältigt, musste ich die Rolle des Beklagten übernehmen und während er mich wie einen Beklagten scharf fixierte, liess er den zweiten Sekretär kommen, der nun seine Rede stenographisch festhalten musste. (In seinen letzten Jahren hatte er sich einen teuren Diktierapparat installieren lassen, so dass wir den als Störung empfundenen zweiten Sekretär nicht mehr brauchten. Auch konnte der General seine Rede im Wortlaut wieder abhören und so die nötigen Korrekturen besser anbringen.)

Selbstmord ist das grösste Kompliment, das man der Gesellschaft machen kann.

Oscar Wilde